

WALTER MAYER

BROT



Auf der Suche nach dem Duft des Lebens

INSEL

3. IN SALZBURG

Mein Großvater, der Bäcker ohne Beine

Milchbrot, Mutterkreuz und Pilzköpfe. Die Erfindung der Bettlersemmel durch meinen Großvater und mich. Rauchen und Lächeln in der Backstube. Der Mönch und sein Sensationsbrot

Meine Großeltern und Urgroßeltern waren Bäcker. Am Wochenende gab es bei uns frische Salzstangerl und Mohnweckerl aus der Bäckerei der Großeltern. Zum Frühstück mit Butter und Ribislmarmelade, mittags zum Eintunken in die Suppe und als Abendbrot mit kaltem Schweinebraten und sauren Gurkerln.

Wir saßen immer im Uhrzeigersinn.

Mein Vater saß auf Zwölf, er trank mittags und abends ein Viertel Weißwein. Meine jüngere Schwester Helga war die Drei, ich die Sechs und meine Mutter die Neun.

Im Winter, wenn es schneite, nahm ich die Mohnweckerl mit raus zum Schneemannbauen, hielt sie in die Schneeluft und verwandelte den kaltnassen Mohnmatschbelag in Himmelsbutter, für mich damals eine ganz besondere Delikatesse.

Jeden Samstagnachmittag fuhren wir, wenn es nicht gerade ein Familienmitglied im Landeskrankenhaus zu besuchen gab, mit unserem roten Ford Anglia, einem Wagen der unteren Mittelklasse, zu den Großeltern, die am anderen Ende der Stadt über der Bäckerei wohnten. Dann gab es Milchbrot aus Gernteig mit Rosinen zu dünnem Kaffee aus altrosa Blümchentassen, und »Raumpatrouille Orion« oder »Forellenhof« lief im Fernsehgerät von Grundig. Ich freute mich mehr auf Dietmar Schönherr und Klausjürgen Wussow, die TV-Stars dieser Zeit, als auf die Kaffeejause.

Mein Großvater, ein Kettenraucher mit pechschwarzen Haaren und tiefer Stimme, war mit Großmutter, als sie noch blond war, und mit sechs von acht Kindern aus dem Bergdorf Waidring in die Landeshauptstadt Salzburg gezogen. Großmutter hatte ein Grundstück am Almkanal geerbt. Eingezwängt zwischen die General-Keyes-Kaserne der US-Armee und die psychiatrische Klinik, genannt Landesnervenanstalt. Dort bauten die Großeltern ein Haus und eröffneten 1947, zwei Jahre nach Kriegsende, die Bäckerei Fuchs.

Ihr jüngster Sohn, derjenige, der sich freiwillig zur Waffen-SS gemeldet hatte, war 1944 in Russland gefallen. Den zweiten unsichtbaren Sohn hatten sie ins Pflegeheim Schloss Schernberg in Schwarzach im Pongau gesteckt, weil er mit Down-Syndrom geboren worden war. Er verließ das Pflegeheim nicht lebend.

Bei der Milchbrotjause in der Küche, bevor im Wohnzimmer das Fernsehprogramm begann, wurde viel über den Gefallenen und wenig über den Anderen gesprochen. Wie aus dem Leben, so schien er aus der Erinnerung gelöscht. Meine Großmutter kramte oft ein Foto ihres toten Sohnes in der SS-Uniform raus. Ich merkte mir das Wort »Mutterkreuz«. Auf ihr Mutterkreuz war Oma sehr stolz.

Ich dachte mir, es beschreibt die Leiden einer Mutter, die im Krieg zwei Söhne verloren hat, und fragte mich, wie man eine solche Traurigkeit auf dem Dachboden verstecken kann. Dass die Nazis Mutterkreuze erster, zweiter und dritter Klasse an Frauen verliehen hatten, die mindestens vier Kinder zur Welt gebracht hatten, erfuhr ich erst viel später.

Wenn ich an meine Großeltern denke, erinnere ich mich vor allem an die Hitze der Backstube und an das geheimnisvolle, gefährliche Maul des Ofens.

Es war das Jahr 1965. Das Jahr, in dem ich lesen lernte. Das Jahr, in dem die Beatles *Help!*, ihr fünftes Album, rausbrachten und für die Dreharbeiten zum gleichnamigen Film ins verschneite Alpenland gekommen waren. Auf Seite eins des *Salzburger Volksblatts*, der reaktionärsten der vier Salzburger Tageszeitungen und deshalb bei uns zu Hause abonniert, war ein zweispaltiges Foto von der Ankunft der Beatles mit British European Airways abgedruckt. Aus der Bildunterschrift wuchs das unfassliche Wort »Pilzköpfe« heraus. So rätselhaft wie »Mutterkreuz«.

Ich war bald sieben Jahre alt und mochte die speckig-ledernen Knickerbockerhosen nicht und auch nicht den Walkjanker, den mir Mutter rauslegte, wenn wir zu den Großeltern fuhren. Mein Kopf war mir fremd, seit mir der Friseur meines Vaters jeden zweiten Samstag die Nackenhaare hochscherte und den Seitenscheitel nach rechts legte. Aber ich konnte mir auch keinen Pilzkopf auf meinem Bubenkörper denken.

Ich dachte mich am liebsten sowieso weg von mir, spielte stundenlang mit Legosteinen auf dem Teppich. Es war das Jahr, in dem ich zum ersten Mal Großvater in der Bäckerei helfen durfte.

Wenn Großvater rauchte, konnte er nicht reden.

Mich störte es nicht, wenn er schwieg. Es genügte mir, ihm zuzuschauen.

Er rauchte immer. Auch wenn er den Teig knetete und formte.

Mit einer langen Schaufel schob er die Teigkinder ins Rohr. Dabei trug er eine weiße Schürze und eine weiße Bäckermütze. Alles war weiß, außer seinem schwarzen Schnurrbart und seinen funkelnden Augen. Ich saß da und wartete, dass die Klappe zum Backofen aufging, dann starrte ich abwechselnd in das Feuer des Ofens und in die Glut von Großvaters glimmender Austria 3, der billigsten Zigarettensorte, filterlos und flachgedrückt. Ich dachte an seltsame Märchen. Ich sah die Mehlschaufel, den Teigschneider, den Zwetschgenreißer und stellte mir vor, sie wären eine Streckbank, eine Nasenzange oder eine Mundbirne, diese grauslichen Werkzeuge, die mich beim Schulbesuch in der Folterkammer der Festung Hohensalzburg erschreckt und fasziniert hatten. Ich stellte mir vor, wie mittenachts bleiche Mehlgesperster mit den Waffen aus der Backstube gegen finstere Festungsknechte kämpften.

Zuckerstange gegen Nasenzange, Mehlsieb gegen Ketzergabel.

Kaisersemmeln Semmeln:

Teigkugel



Daumenpunkt!

